**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

**Redaktion und Expedition:** 153 Fernsprecher 222 Johannisgasse 8.

**Filialexpeditionen:** Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3 (Fernspr. Nr. 4046), L. Lösche, Katharinenstraße 14 (Fernsprecher Nr. 2935) u. Königsplatz 7 (Fernsprecher Nr. 7506).

**Haupt-Filiale Dresden:** Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).

**Haupt-Filiale Berlin:** Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 4603).

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.

Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, nach den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.

Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.

**Extra-Beilagen** (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

**Nr. 537.** **Donnerstag** den 20. Oktober 1904. **98. Jahrgang.**

## Das Wichtigste vom Tage.

* In der katholischen Hofkirche zu Dresden wurden heute die Exequien für den verstorbenen König Georg abgehalten. (S. A. Sachsen.)

* Der König der Belgier hat in einem Briefe an Roosevelt die Anklagen gegen den Kongostaat zurückzuweisen versucht. (S. Pol. Tagesschau.)

* Der amerikanische Kriegsminister Taft geht nach Panama, um Differenzen zu schlichten. (S. Ausland.)

* Die Nachricht des Reuter-Bureaus, daß England die Besetzung des Tschumbi-Tales in Tibet auf 75 Jahre beabsichtige, wird vom Indischen Amt weggeleugnet. (S. Letzte Nachr.)

* Die Verluste der japanischen Belagerungsarmee vor Port Arthur sollen 50 000 Tote betragen. (S. Russ.-jap. Krieg.)

## Kolonisationskunst.

Die Lage in Deutsch-Südwestafrika wird mit jedem Tage schlechter, auch an unseren amtlichen Stellen kann man sich der Auffassung nicht länger verschließen, daß der Aufstand zum Krieg im vollen Umfange der Wortbedeutung geworden ist. Da erhebt sich naturgemäß aufs neue die Frage: wer ist schuld daran? und es werden von manchen Seiten Anklagen über Anklagen gegen „das deutsche System" erhoben. Vielfach schießen sie ja weit übers Ziel hinaus, aber eine gewisse Berechtigung ist ihnen nicht abzusprechen. Man hat von vornherein zwei Fehler gemacht, die sich nun schwer rächen: man hat zunächst das Element, das tatsächlich bei der Erschließung der Schutzgebiete Pionierdienste geleistet hat, das kaufmännische, an der Verwaltung der neuen deutschen Gebiete so gut wie gar nicht teilnehmen lassen und sich auf diese Weise der Möglichkeit beraubt, dessen Erfahrungen zu verwerten, und man hat ferner den ganzen kolonialen Verwaltungsapparat zu sehr in Abhängigkeit vom Berlin gebracht. Schema F regiert, und ihm zu Liebe wurde in übel angebrachter Sparsamkeit das ganze koloniale Dezernat als „Beiwagen" behandelt, und eine Reihe von Maßregeln wurden getroffen, die sich in der beliebten Perspektive der Berliner Wilhelmstraße sehr schön ausnehmen, dagegen in der Praxis so verfehlt wie nur möglich erscheinen und uns infolgedessen viel Blut und Geld kosten. Mögen diese Opfer nicht vergebens gebracht sein, mögen sie wenigstens das eine Gute im Gefolge haben, daß wir mehr als bisher in unserer kolonisatorischen Tätigkeit Rücksicht nehmen auf die Eigenart und Anschauungen der Bewohner der zu erschließenden Gebiete, möge vor allem die Verwaltung sich mehr und mehr befreien von den Auswüchsen eines kleinlichen und engherzigen Bureaukratismus, und möge man ferner an unsern leitenden Stellen endlich einmal einsehen, daß im überseeischen Dienste der Kaufmann ein schätzbareres Element ist als der Landrat oder der Assessor.

Ganz zu vermeiden werden Kolonialkriege und Aufstände niemals sein, denn vielfach respektiert der Eingeborene den weißen Mann erst dann, wenn er dessen überlegene Macht kennen gelernt und gefühlt hat. Auch das Volk, das unter den modernen Nationen entschieden das meiste kolonisatorische Talent besitzt, die Engländer, hat wiederholt schwere Kolonialkämpfe an den verschiedensten Punkten der Erde zu bestehen gehabt; es hat aber diese Krisen mit Energie und Beharrlichkeit stets zu überwinden gewußt und dadurch Erfolge erzielt, wie sie kein anderes Volk der Jetztzeit aufzuweisen hat. Ein sehr schätzbares Dokument dafür bildet ein kürzlich auch in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk des englischen Feldmarschalls Lord Roberts, „Einundvierzig Jahre in Indien" *), das ebenso sehr um seines Inhalts, wie um seines Verfassers willen Interesse beansprucht und gerade in jetziger Zeit bei uns eingehend gelesen zu werden verdient. Die Ausführungen des 31. Kapitels des I. Bandes z. B. über erfolgreiche Kolonialverwaltung und damit zusammenhängende Fragen möchten wir unsern Kolonialleitern nicht nur zu bloßer Lektüre, sondern auch zur praktischen Verwertung empfehlen.

Eins wird jedem an dem Werke auffallen: es ist für unsern deutschen Geschmack recht breit angelegt. Dies liegt aber weniger an dem Verfasser selbst, als an seiner nationalen Zugehörigkeit, wie es denn überhaupt ein eigentümlicher Widerspruch ist, daß dasselbe Volk, das seine Sprache so biegsam und präzis zu gestalten weiß, in seinen literarischen Erzeugnissen von der durch eben diese Eigenschaften ermöglichten Kürze herzlich wenig verspüren läßt. Nichtsdestoweniger ist das Buch hochinteressant und läßt Roberts ebenso sehr als tüchtigen Soldaten, wie als fein beobachtenden Kulturschilderer erscheinen, dem kein Zug entgeht. Die Urlaubsreise nach Kaschmir, die im 4. Kapitel des I. Bandes erzählt wird, zeichnet sich überdies noch durch prächtige Naturschilderungen aus.

Lord Roberts hat allerdings ein seltenes Glück gehabt: er fand in seinem Vater, der 1852 Divisionskommandeur in Peschawar war, der Hauptstadt des Afghanistan benachbarten größten Divisionsbezirks, einen Lehrmeister für den Grenzdienst, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte, und als sein Adjutant hatte der junge Roberts die beste Gelegenheit, sich eine überlegene Sicherheit im Verkehr mit den wilden Grenzvölkern anzueignen, die es ihm später ermöglicht hat, glänzende Resultate zu erzielen. Wohl keinem anderen wäre es gelungen, den zweiten afghanischen Krieg von 1879, der in mehreren Kapiteln eine packende Schilderung erfährt, mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu einem für die Briten so günstigen Ende zu führen.

Bei uns in Deutschland erfreut sich Lord Roberts keiner besonderen Sympathie. Seine Dekoration mit dem Schwarzen Adlerorden wurde seinerzeit zum Gegenstand heftiger, nicht immer schmeichelhafter Preßäußerungen gemacht und führte schließlich auch zu einer nicht ganz von Voreingenommenheit freien Beurteilung des britischen Generals. Mit umso lebhafterem Interesse wird daher der Politiker die Schilderungen von Roberts' einundvierzigjähriger Wirksamkeit in Indien lesen, die den verdienten General in wesentlich anderem Lichte erscheinen lassen.

Dr. P.

*) Einunddreißig Jahre in Indien, vom Subaltern-Offizier zum Oberbefehlshaber. Von Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Ritter v. Borosini. Berlin, Karl Siegismund, 2 Bde., 12 ℳ.

## Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika.

### Die Lage im Süden.

Zu der von uns gestern wiedergegebenen Meldung aus Windhuk über die aufständische Bewegung im Süden unseres südwestafrikanischen Schutzgebiets wird offiziös noch mitgeteilt:

Daß der Kapitän Manasse Noreseb der Roten Nation (etwa 600 Mann), den mit seinen Leuten einst die Witboois aus seinen Sitzen in und bei Hoachanas vertrieben hatten, und der damals bei Okahandja Zuflucht fand, bis er unter deutschen Schutze im Jahre 1893 wieder in seine Heimat zurückkehren konnte, aufständisch ist, ist bereits bekannt. Gouverneur Leutwein hat auch schon gemeldet, daß man über die Haltung des Kapitäns der Franzmannmama (etwa 800 Mann) Simon Copper in Gochas noch nichts Bestimmtes wisse, es aber wahrscheinlich sei, daß er beim Feinde sei. Das Gebiet der Veldschoendrager schließt sich südlich an das der Franzmannmamas an und grenzt an Britisch-Betschuanaland; dort hat im Juli und August Jakob Morenga seine Ueberfälle ausgeführt. Der Kapitän der Veldschoendrager Hans Hendrik scheint keinen festen Wohnsitz zu haben. Westlich von diesem Stamm, um Berseba hausen die Berseba ner (Kauashottentotten, etwa 900 bis 1000 Mann) unter dem Kapitän Christian Goliath, von dem es heißt, er sei ein einflußreicher Führer und hänge infolge seines besseren Verständnisses für europäische Macht und Bildung an der Regierung; im Jahre 1896 kämpfte der Stamm mit den Damara allerdings gegen uns. Gegen den Wüstenstreifen an der Küste zu erstreckt sich das Gebiet der Bethanier (etwa 900 bis 1000 Mann), deren Kapitän Paul Fredericks geringen Einfluß haben soll. Sie stehen in engem Zusammenhang mit den Witboi und wurden 1898 wegen ihres Zusammengehens mit den Bondezwarts bestraft.

### Verstärkungstransport.

Ueber die neuen Truppennachschübe für Südwestafrika teilt der „Reichsbote" mit:

In puncto Entsendung weiterer Mannschaften und Kriegsmaterials nach Südwestafrika ist die deutsche Reichsregierung entschlossen, alle notwendigen Maßregeln zu unternehmen, die im Interesse des Reiches, sowie des Schutzes der deutschen Ansiedler in den Kolonien geboten erscheinen. Havariert dies mit den Beschlüssen des Reichstages, so sollen sie doch zur Ausführung gelangen. Die Reichsregierung wird dann die Indemnität einholen, indes hofft man, sich an die Beschlüsse halten zu können.

Nach einer aus Hamburg an mehrere Blätter gesandten Meldung werden außer der „Gertrud Woermann", die, wie bereits gemeldet wurde, am 29. Oktober abgeht, und dem Hamburg-Amerika-Dampfer „Valatia", welcher Anfang November fährt, werden auch die von der Woermann-Linie neu erworbenen Dampfer „Erich Woermann" und „Professor Woermann" für den Transport nach Südwestafrika abgehen.

## Der russisch-japanische Krieg.

### Die Kosten des Krieges.

Professor Dr. Ernst Helfferich, Wirklicher Legationsrat in Berlin, hat, als Sonderabdruck aus der „Marine-Rundschau", eine Broschüre über „Die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges" erscheinen lassen. Während Rußland bis unmittelbar vor dem Kriegsausbruche ungestört an der fortschreitenden Konsolidierung seiner Finanzverhältnisse arbeitete, eine hochaktive Handelsbilanz hatte und einen großen Goldbestand ansammeln konnte, hat Japan für die Durchführung seines Rüstungsprogrammes und für die Ausstattung seiner Industrie seine Kräfte seit Jahren bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt, große Anleihen aufgenommen und seine Währung einer starken Belastungsprobe ausgesetzt. Auf russischer Seite lauten die Schätzungen der durch den Krieg für Rußland entstandenen Mehraufwendungen für das Heer auf eine Million Rubel, für die Flotte auf eine halbe Million Rubel per Tag, wozu noch die Aufwendungen für Material- und Munitionsersatz zu rechnen sind, so daß die Kriegsausgaben mit 60 Millionen Rubel per Monat niedrig veranschlagt werden. Von anderer Seite wird das monatliche Kriegserfordernis auf 80 bis 100 Millionen Rubel taxiert. Eine Petersburger offiziöse Mitteilung berechnete die Kriegskosten bis zum 30. Juni mit 200 Millionen und eine andere Mitteilung im „Regierungsboten" bezifferte die bis zum 16. August in allen Ressorts für Kriegszwecke eröffneten Kredite auf 257½ Millionen Rubel. Die Regierung von Japan hat noch vor dem Ausbruche des Krieges die nötigen Mittel durch Heranziehung verschiedener Fonds gesammelt. Auf diese Weise wurde durch schwebende Schulden eine Summe von 156 Millionen Yen aufgebracht. Sodann wurden Kriegssteuern eingeführt, deren Ertrag für die Deckung des Kriegsaufwandes herangezogen wird. Endlich wurde der Rest durch Anleihen gedeckt. Im ganzen sind in Japan bis Ende März 570 Mill. Yen oder etwa 58 Millionen Pfund Sterling beschafft worden. Von den Anleihen erfolgte im Mai eine Emission von 10 Millionen Pfund Sterling in London und Amerika, jedoch zu außerordentlich harten Bedingungen und einer Zinsenbelastung von 7½ Proz. Dieser hohe Zinsfuß hat vor weiteren ausländischen Anleihen abgeschreckt und es wurden die übrigen Anleihen, zusammen 280 Mill. Yen, in Japan aufgebracht. Die Mehrbelastung der japanischen Bevölkerung durch die Kriegssteuern und die Anleihenzinsen ist im Vergleiche zu den Lasten, welche die finanzielle Kriegsvorbereitung Rußland auferlegt, eine sehr drückende.

### Kontraste.

Unser Pariser-Korrespondent übermittelt uns folgende Petersburger Depeschen des „Journal": „Man erzählt mir eine merkwürdige Anekdote über den Kaiser. Nikolaus II.

# Feuilleton.

## Die heilige Caecilie.

8] Roman von Marie Bernhard.

Nachdruck verboten.

„Du mußt es ja wissen!" kam es phlegmatisch zurück. Gleichmütig sah der junge Mann es mit an, wie seine Schwester die widerstrebende Mutter, die sofort wieder lebhaft zu debattieren begann, unter den Arm faßte und zur Tür zog.

„Bitte, mir baldmöglichst die Lampe hereinzuschicken!" rief er den beiden nach.

Er blieb sitzen, bis sich die Tür hinter Mutter und Schwester geschlossen hatte, bis ihre Stimmen sich im Korridor verloren, dann dehnte er sich ein wenig, sprang auf und ging zu der in der Tiefe des Zimmers stehenden bequemen Ruhebank, auf welcher er sich lang ausstreckte, beide Hände unter den Kopf gelegt.

So! Das war ihm wieder einmal geglückt! Komödie spielen konnte er, — oder nein: Selbstbeherrschung üben, — und das war auch nötig! Ihm, wie er nun einmal geartet war, hatte der Gedanke, die Menschen könnten durch ihn hindurchsehen, als wäre er von Glas, etwas geradezu erniedrigendes. Kleine Kinder konnten so sein, nicht aber erwachsene Menschen, — am wenigsten Männer! Das Empfindungsleben streng in sich verschließen, damit allein sein, — etwaige Wunden und Schmerzen so intim behandeln, daß niemand ihr Vorhandensein auch nur ahnte, — dies war seit Jahren schon sein Bestreben gewesen. Das sogenannte „Sichaussprechen" erschien ihm als der Gipfelpunkt aller Weichlichkeit. Was, in aller Welt, wurde dadurch gewonnen oder gebessert? —

Wunden und Schmerzen empfand er jetzt nicht, — Gottlob, nein! Aber zu seinem eigenen innern Erstaunen, hatte er, während Astas Erzählung, wahrnehmen müssen, daß er überhaupt etwas empfand. Es war dies „Etwas" zunächst ein ziemlich starkes Unbehagen, — kein Zweifel, ihm kam die ganze Sache mit der möglichen Künstlerlaufbahn des Nachbarkindes ungelegen, — sie ärgerte ihn! Aber warum ungelegen? Warum Aerger? —

Sicher war er doch der Narr nicht gewesen, sich in dies kleine Mädchen, Annemarie Lombardi, zu verlieben? Unmöglich! Das hätte er doch merken müssen! Hans Kühne glaubte nicht an die „unbewußte Liebe", — wenigstens bei Leuten seines Schlages nicht! Er war ein moderner, aufgeklärter und zielbewußter Mensch. . . . als solcher hatte er sich überhaupt noch auf Jahre hinaus nicht zu verlieben, denn er war arm, er hatte keine Anstellung als Arzt, kein festes Einkommen; er wollte sich auch in keiner Weise binden, — — es blieb ihm einstweilen noch so enorm viel zu lernen, zu studieren!

Mit sich selbst aber im klaren sein, das wollte er! Kein Versteckspiel! Ehrliches Vorgehen! Was bedeutete dies Unbehagen? —

Und wie er nun so dalag in dem dämmerdunkeln Zimmer und mit seiner gewohnten Energie der Sache auf den Grund zu kommen suchte, . . . . da fand er, daß ihm, wenn er an seine Zukunft dachte, was recht häufig geschah, in undeutlichen, halb nebelhaften Umrissen etwas vorgeschwebt hatte, wie eine liebliche, kleine Frau mit einem süßen Kindergesicht und schönen, ein wenig schwermütigen Augen. Also doch unbewußte Liebe? Noch nicht, — nein, — aber etwas derselben Verwandtes! Als müßte es schön sein, für ein solches Geschöpfchen zu sorgen, es immer um sich zu haben, — es sich wartend an dem Ziel, das er sich gesteckt, zu denken, wie eine Belohnung für ihn, — — aber auch für sie, denn er wollte sie ja erlösen aus dieser Familienmisère, in der sie ihre zarten Kräfte aufrieb! — — — Und nun stand das Geschöpfchen gar nicht an seinem Wege, — an seinem Ziel! Nun sollte es ganz, ganz andere Pfade wandeln, — sollte eine große Sängerin, eine Künstlerin werden! Sollte seiner nicht bedürfen, nicht im geringsten auf die Belohnung, die er ihr für ihre kümmerlichen Jugendjahre bieten wollte, angewiesen sein! Das Schicksal kam und nahm sie ihm aus der Hand, ehe diese Hand sie noch recht erfaßt hatte!

Seltsam, — seltsam!

Schließlich, . . . . er, Hans Heinrich Kühne, war nicht der Mann dazu, in fruchtloses Grübeln über solch eine Geschichte, die vor dem Anfang schon zu Ende war, zu verfallen, gar sich davon niederdrücken zu lassen! Er wußte, daß leidenschaftliche Liebe einen lebhaft empfindenden Menschen vollständig umwandeln, ihn beglücken, ihn zerstören kann, — dies aber war nicht sein Fall! Von Liebe, gar von Leidenschaft, war keine Rede bei ihm! — — Weg mit allen Weiber- und Heiratsgeschichten! Er war jung und wissensdurstig, — er hatte seine Arbeit!

Nur daß sie ihm jetzt, eben jetzt, zufällig ein wenig grau und nüchtern erscheinen wollte, — etwas reizlos . . .

Das würde natürlich vorübergehen!

### Viertes Kapitel.

Familientag bei Bankier Ringhaupt. —

Berlin, N. W., Alsen-Straße. Feudale Gegend. Feudales Haus.

Vornehme Ruhe über dem Ganzen; kein gewöhnliches Zinshaus mit erborgtem Glanz. Wirkliche Gediegenheit in allem, — imposante Raumverhältnisse, wenig Stuck, noch weniger Vergoldung, dafür schöne Eichenschnitzarbeit, halbe Spiegelwände, Samtdecken, — eine einzige Statue unten im Treppenflur: ein jugendlicher Merkur mit Stab und Flügelhut, in lichtem Marmor ausgeführt, — das Werk eines modernen, seit ein paar Jahren vielgenannten Bildhauers.

Alles in allem: viel Geld, — guter Geschmack.

Bankier Ringhaupt war der reichste Mann in dem Verwandtenkreise, welcher den Familientag bildete. Man kam — fünf Familien — unweigerlich einmal in jedem Monat zusammen, um Fühlung miteinander zu behalten, wichtige Familienereignisse, Verlobungen, Hochzeiten, Taufen, Sterbefälle, zu beraten, — fiel dies fort, Tagesneuigkeiten, Politik, wissenschaftliche Fragen auszutauschen, — vor allem aber über Kunst und Künstler zu debattieren; unter letzteren hatten die Jünger Euterpes weitaus den Vorzug. In diesen fünf Familien wurde eifrig, mit oft leidenschaftlicher Hingabe, musiziert, Quartett gespielt, gesungen, kleine Operetten wurden inszeniert; man war mit allen Erscheinungen, die die Saisen auf dem Gebiete der Oper, der Konzerte brachte, vollkommen vertraut.

Die in diesen Familien vorhandenen erwachsenen Kinder durften an den Versammlungstagen teilnehmen, doch war dies ihnen freigestellt. Keinerlei Zwang durfte auf sie ausgeübt werden. Die Familienhäupter dagegen konnten nur durch Krankheit oder wichtige geschäftliche Reisen wegen etwaigen Fernbleibens entschuldigt werden.

Im Sommer fiel selbstverständlich der Familientag fort; es war kaum ein einziger seiner Interessenten um diese Jahreszeit in der Reichshauptstadt anwesend.

Heute war man besonders zahlreich. Es war das erste Zusammentreffen nach der obligaten Sommerfrische, die bei vielen sehr ausgedehnt wurde. Was hatte man einander alles zu erzählen! Es galt, zu konstatieren, ob man sich am Meer, im Hochgebirge, im Luftkurort genügend erholt hatte, ob neue interessante Beziehungen geknüpft worden waren, ob die Damen hübsche Moden aus den Bädern mitbrachten, ob man sich von der bevorstehenden Saison Gutes für die Musik versprechen durfte, — und was der anziehenden Themata mehr waren!

Bei Ringhaupts hatte die Sache allemal einen besonders netten Anstrich. Man kam gern in das schöne,

SLUB
Wir führen Wissen.